

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 3 (1935-1936)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Paul Speiser  
**Autor:** Oeri, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759255>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

steht, auch nur eine Sekunde lang zu denken, daß da vielleicht noch jemand anders als wir schuld haben könnten. Eine christliche Kirche, die, wenn es um die Judenfrage geht, etwas anderes zu sagen weiß als peccavi und immer wieder peccavi, ist des Namens Christi nicht wert.

Es gibt darum allein eine Judenfrage, weil wir Christen so schlechte Christen sind. Darum gibt es auch keine andere Lösung für sie als die, daß wir bessere Christen werden. Wo immer christliche Erneuerung geschieht, da löst sich die Judenfrage ganz von selbst. Das Christentum aber ist kein Problem, sondern die Lösung der Probleme. Es unterliegt nur darum dem Mißverständnis, ein Problem zu sein, weil wir selbst so problematische, so fragwürdige Christen sind. Aber im Namen des Christentums die Juden zu beschimpfen, zu verfolgen, und für die Übel Europas als Sündenböcke hinzustellen, ist der Gipfel der christlichen, das heißt eben unchristlichen Heuchelei und Verblendung.

## **Paul Speiser †**

1846 – 1935

von Albert Oeri

**A**m 16. Oktober 1935, dem Tage, an dem er neunundachtzig Jahre alt geworden wäre, ist der Basler Staatsmann Paul Speiser begraben worden. Bei der schlichten Leichenfeier wurden von ihm selbst verfaßte Personalien verlesen, die mit den Worten schlossen:

«In meiner Jugend sah ich große Reiche entstehen, die Volkswirtschaft sich glänzend im Freihandel entwickeln, manche Familien sich in blühendem Leben entfalten. In meinem Alter sind Staaten untergegangen, die Volkswirtschaft ist erschüttert, große Familien haben sich aufgelöst und sind dahingegangen.

Ich danke Gott für seine gnädige Führung. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen.»

Der Mann, der so mit christlicher Resignation dem Werden und Vergehen großer Reiche nachblickte, war selbst eine Regentennatur von klassischem Format, ist aber nie über den gouvernementalen Mikrokosmos des Halbkantons Baselstadt hinaufgelangt. Am 26. März

1897 hatten die eidgenössischen Räte einen Nachfolger für den aus dem Bundesrat ausscheidenden Obersten Emil Frey zu wählen. Im vierten Wahlgang siegte mit 96 gegen 82 Stimmen der radikale Basler Ernst Brenner über den liberalen Basler Paul Speiser. Der Bund konnte sich in den damaligen schönen Zeiten gestatten, den besten schweizerischen Kenner des öffentlichen Finanzwesens einer kantonalen Verwaltung zu überlassen. Oder glaubte wenigstens, es sich gestatten zu können. Während der Übergangszeit der Eisenbahnen konnte man dann später auch etwa zu einer andern Meinung gelangen.

Speiser selbst hat den Entscheid der Bundesversammlung nicht tragisch genommen. Er anerkannte stets rückhaltlos die vorzügliche Leistung des ihm vorgezogenen Bundesrats Brenner bei der parlamentarischen Vorbereitung und praktischen Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuchs und widmete sich unverdrossen nach wie vor der baselstädtischen Finanzdirektion und Staatswirtschaft. Seine öffentliche Laufbahn hatte 1875 mit einer dreijährigen Tätigkeit als Zivilgerichtspräsident begonnen. Dann gehörte er bis zum Jahre 1914 dem Regierungsrat an, mit zwei Unterbrechungen: in den achtziger Jahren strafte ihn einmal die damalige Wahlbehörde, der mehrheitlich stark radikale Große Rat, mit Ausschluß für zwei Jahre, weil er, der überzeugte Protestant, im baselstädtischen Kulturkampf energisch gegen die Unterdrückung der katholischen Schule aufgetreten war; von 1902 bis 1907 machte er eine freiwillige Pause in seiner Regierungstätigkeit und widmete sich verschiedenen großen geschäftlichen Verwaltungen. Aber während achtundzwanzig Jahren war also Speiser Regierungsmitglied, davon drei Jahre als Erziehungsdirektor, drei Jahre als Justizdirektor, zweiundzwanzig Jahre als Finanzdirektor. Während der kurzen Zeit, da er das Erziehungswesen leitete, schuf er das Schulgesetz von 1880. Es war eine für schweizerische Verhältnisse mustergültige Leistung, da es die frühe Abzweigung der Mittelschulen sicherte und dadurch die obersten Schuljahre vor Überlastung schützte und für die zwanglose Aneignung allgemeiner Bildung freihielt. Das Verständnis für die Bedürfnisse der obern Schulen hinderte Speiser nicht an intensiver Fürsorge für die bescheideneren Bildungsschichten. Er war der Meinung, in unserm gemischtsprachigen Lande sollte auch jedes Arbeiterkind ein wenig Französisch lernen müssen. Den Verzicht auf dieses Obligatorium im Schulgesetz von 1929 empfand er als eine kulturelle Kapitulation, freute sich aber doch, daß im wesentlichen sein Schulschema beibehalten wurde.

Als Vorsteher des kantonalen Finanzwesens pflügte, säte und erntete Paul Speiser auf einem guten Boden. Das progressive Steuersystem kann 1939 in Basel sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Die nach den Trennungswirren der ersten dreißiger Jahre in der ganzen Schweiz als stockreaktionär verschrieene Stadt hatte es geschaffen, um ihrem durch die harte Teilung mit Baselland gefährdeten Haushalt eine solide Grundlage zu geben, ohne die erwerbsschwachen Klassen empfindlich zu belasten. Die Einführung in Preußen, dem gewöhnlich das Urheberrecht zugeschrieben wird, geschah erst später. Speiser hat das gute Erbe übernommen und den wachsenden Bedürfnissen des Gemeinwesens angepaßt, stets darauf bedacht, das Einkommen als wichtigste Steuerquelle zu erhalten und das Vermögen vor Substanzentzug zu schützen, auch in Zeiten, wo der staatliche Zugriff bequemer gewesen wäre. Gelegentlich entrang sich ihm, wenn er die kantonale Einnahmenvermehrung gesetzgeberisch vorbereiten mußte, im Hinblick auf den Bund der Stoßseufzer «Direkte Steuern sind Silber, indirekte Steuern sind Gold». Er hatte seine Erfahrungen mit der Schmerzempfindlichkeit des Steuerpublikums für direkte Abgaben gemacht. Soweit er nur irgend konnte, schonte er diese Empfindlichkeit. Darum ist es ihm gelungen, den Grundsatz der Selbsttaxation durchzuhalten, das Steuergeheimnis streng zu wahren und dennoch die Steuerehrlichkeit auf einer Höhe zu erhalten, um die Basel mancherorts beneidet wurde und noch immer wird. Er hat das Fach, das er praktisch meisterte, auch wissenschaftlich gepflegt. Als erster Jurist im deutschen Sprachgebiet las er an der Universität Steuerrecht im eigentlichen Sinne, und zwar als ordentlicher Professor bis zum Ende des Weltkriegs. Nachher fand er, es gebe kein Steuerrecht mehr, sondern nur noch Steuergewalt.

In keinem Schweizerkanton ist es interessanter, Regierungsrat zu sein, als in Baselstadt. Das kommt davon, daß die Kantonsregierung bei uns zugleich der Magistrat der Stadt ist, also nicht nur einem kantonalen Staatswesen, sondern auch einer großen Gemeinde vorsteht. Speiser hat für die kommunalen Notwendigkeiten Basels praktischen Sinn und weiten Blick gezeigt, besonders als es galt, das elektrische Straßenbahnwesen und die Elektrizitätsversorgung zu organisieren und zu finanzieren. Größte Vigilanz entwickelte er auf dem Gebiet der städtischen Bodenpolitik. Er hat, wo sich gute Gelegenheit bot, Landankäufe im weitesten Umfang durchgesetzt, hat auch für das System des zeitbeschränkten Baurechts Verständnis gezeigt. Doktrinär

ist er dabei nie vorgegangen. Er wollte, daß die städtische Einwohnergemeinde auf dem engbegrenzten Gebiet des Halbkantons Luft habe für ihre Bauten und für ihr Straßenwesen, aber nicht für bodenreformistische Experimente. Die Straßenkorrektur der Innerstadt hat er in vernünftigem Tempo finanziert. Sie war stets ein besonderes Sorgenkind. Basel ist nicht so glücklich wie Zürich, das den engen alten Stadtkern auf den Hügeln zu beiden Seiten der Limmat stehen lassen konnte, weil es am alten Stadtrand genug Raum für seine breite Bahnhofstraße hatte und sie zur herrlichen Cloaca maxima der ganzen gemäßigten Zone ausgestalten konnte. Es ist auch nicht so glücklich wie Bern, dessen städtebauliche Anlage von vornherein für behaglich breite Hauptstraßenzüge gesorgt hatte. Die wichtigsten Verkehrslinien Basels ziehen sich durch das schmale Birsigtal gegen die mittlere Rheinbrücke. Unsere «Freie Straße» und ihre Parallele auf der linken Birsigseite waren keine Strassen, sondern enge Gassen, und ihre unumgängliche Verbreiterung kostete ein heidnisches Geld.

Speiser öffnete dafür den Staatssäckel, behielt aber eine heilsame Scheu vor Überschuldung infolge allzurassen Vorgehens. Er ist einmal sogar aus dem Nationalrat zurückgetreten, weil er fand, er könne Basel nicht den Rücken drehen, ohne daß sein Regierungskollege Reese gar zu teure Korrektionsprojekte durchsetze. Dieser war als Vorsteher des Baudepartements ein ganz ausgezeichneter Fachmann, hatte aber wenig finanzielle Hemmungen. «Wenn der in Venedig Baudirektor wäre, würde er sämtliche Kanäle zuschütten und Boulevards draus machen!» Im übrigen ist Speiser meist sehr gut mit seinen Regierungskollegen ausgekommen, weil sie seine Autorität willig anerkannten und sich darauf verlassen konnten, daß er als Finanzdirektor für wirkliche Notwendigkeiten ihrer Departemente stets zu haben war. Am wenigsten harmonierte er mit dem genialen Carl Christoph Burckhardt, dem Basel die zeitgemäße Ablösung der Staatskirchen zu verdanken hat. Obwohl dieser sein liberaler Parteigenosse war, bestand eine unüberbrückbare Kluft zwischen den beiderseitigen Temperamenten. Burckhardt pflegte zu fliegen, Speiser zu marschieren. Solche Leute verstehen einander nur aus einer gewissen Distanz, nicht wenn sie täglich zusammenarbeiten müssen.

Seit der Einführung der Volkswahl hat Speiser, obwohl er der liberalen Minderheit angehörte, nie mehr irgendwelche Schwierigkeiten gehabt, im Regierungsrat bestätigt zu werden. Und auch in den Nationalrat wurde er stets gewählt, wenn er kandidierte. Es war also sicher

nicht Arbeit pro domo, wenn er jahrzehntelang mit immer gleich bleibendem Eifer für die Einführung der Verhältniswahl eintrat. Dieser Eifer entsprang seinem Gerechtigkeitsgefühl. In seinen Personalien schreibt Speiser: «In meinem öffentlichen Wirken strebte ich danach, Recht und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, und war darum nicht selten mehr Freund der Minderheiten als der Mehrheiten.» Mitbestimmend aber war für seinen Proporzzeifer auch die praktische Einsicht in die Verheerungen, die das Gefühl des ständigen Zurückgesetzseins bei den Minderheitsangehörigen anrichtete, nicht zuletzt in den ihm nahestehenden liberal-konservativen Kreisen. Dieses Gefühl schafft willensstarke und gereizte, aber nicht eigentlich gute Politiker. Und doch sollten auch die Oppositionellen in einem gesunden Staat gute Politiker sein, die die Grenzen zwischen Staatsinteresse und Oppositionsinteresse respektieren.

Speiser hat dem Nationalrat mit zwei freiwilligen Unterbrechungen von 1889 bis 1919 angehört, im ganzen zweiundzwanzig Jahre; 1907/08 hat er ihn präsiert und durfte in dieser Eigenschaft die Annahme des schweizerischen Zivilgesetzbuchs durch die Räte verkünden. Gleichzeitig war der Basler Ernst Brenner Bundesrats- und Paul Scherrer Ständeratspräsident. Die Stadt feierte stolz und fröhlich das «Dreipräsidentenjahr». Ein Parlamentarier im landläufigen Sinn war Paul Speiser nicht. Dafür war er schon rein äußerlich zu magistral. Er hat mir als jungem Journalisten einmal den Ausdruck «ein Dutzend Nationalräte», obgleich ich ihn ganz unpolemisch gebraucht hatte, ernsthaft verwiesen; man sage «mehrere Herren Nationalräte». Wenn er votierte, erhob er kaum die Stimme; er konnte sicher sein, dennoch Gehör zu finden. Was er sagte, war in der Regel so nüchtern und sachlich, daß sich die Betroffenen wie vom Blitz aus heiterm Himmel gerührt fühlten, wenn er zur Abwechslung plötzlich einmal zu ironisieren begann. Nicht selten prägte er «le vrai mot de la situation». Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Debatte, wo darüber gestritten wurde, ob eine schweizerische Einrichtung zu kompliziert sei oder nicht. Speiser hielt sie für zweckmäßig, stimmte aber nicht etwa den Verteidigern zu, die die Kompliziertheit zu bestreiten versuchten, sondern sagte einfach «Meine Herren, wir in der Schweiz sind eben kompliziert» und wies nach, daß eine gewisse Kompliziertheit, ein Verzicht auf schnurgerade Rationalisierung, das unumgängliche Korrelat unseres föderalistischen Eigenlebens sei. Im übrigen war er kein doktrinärer Föderalist, sondern gönnte dem Bunde, was des Bun-



des ist. Er war entschiedener Anhänger der Eisenbahnverstaatlichung und hielt sich von der Bewegung erst fern, als sie zeitweilig den Rechtsboden ungeniert verließ. Noch als Greis wollte er nichts von der Parole der Entstaatlichung wissen, sondern fand, ein verantwortungsbewußter Eisenbahnminister sollte die Staatszügel nicht lockern, sondern im Gegenteil recht fest anziehen, allerdings nicht den Regional- und Personalwünschen zuliebe. Wo Speiser aber etwas für die Kantonalzone retten konnte, ohne den Bund ungebührlich zu schmälern, tat er es mit Vergnügen. Er war stolz darauf, bei der Gründung des interkantonalen Konzerns der schweizerischen Rheinsalinen spiritus rector gewesen zu sein, und hat dieses Geschäft glänzend präsidiert.

So viel Speiser auch als Mitglied und Präsident von nationalrätlichen Kommissionen und als Spezialberater des Bundesrates — zuletzt noch bei der ersten eidgenössischen Kriegssteuer — in Bern leisten konnte, ist er schließlich doch zu dem Urteil gelangt: «Als Minderheitsvertreter öfters in seiner parlamentarischen Aktivität, sogar in ganz unpolitischen Sachen, dem bloßen Parteiwiderstand zu erliegen, ermüdet und läßt immer wieder die Gewissensfrage aufkommen, ob man daheim nicht Besseres zu tun habe. Ich zog zu allen Zeiten der parlamentarischen Tätigkeit die Verwaltungstätigkeit an der Spitze eines Regierungsdepartementes vor, weil ich da in völliger Freiheit meinen Ideen Ausdruck geben und in kleinerem Kreise meistens auch sie durchsetzen konnte.»

Diese Sätze sind dem Buch «Erinnerungen aus meiner öffentlichen Tätigkeit von 1875—1919»<sup>1</sup> entnommen, mit dem Paul Speiser im vergangenen Sommer eine große baslerische und schweizerische Leserschaft erfreut hat. Ganz allgemein war das Vergnügen über die Lektüre freilich nicht. Es war nicht eitel Abendsonnengold, was der alte Herr da über Menschen und menschliche Leistungen, mit denen ihn sein langes öffentliches Wirken bekannt gemacht hatte, erglänzen ließ. Man hatte jedenfalls nicht den Eindruck «Der Alte wird milder», was sonst wie vom Wein manchmal auch von Personen gilt. Der Radikalismus kommt schlecht davon, stellenweise vielleicht allzu schlecht. Er war so wenig seine Altersliebe wie einst seine Jugendliebe. Dem Buch ist auch der starke Egozentrismus vorgeworfen worden. Aber gibt es überhaupt echte und ehrliche Autobiographien ohne solchen? Jedenfalls sind diese Erinnerungen ein

---

<sup>1</sup> Basel 1935, Verlag Frobenius A.G.

Schatzkästlein von beherzigenswerter Belehrung für jeden politisch denkfähigen Schweizer, ob er sich nun für das speziell Baslerische darin interessiert oder nicht. Sie enthalten Wahrheiten, die in jedem Kanton gleich wahr sind, und seien darum der jungen Generation dringend empfohlen.

Wenn sie das Buch liest und daraus lernt, so vergilt sie damit einem alten Manne das Interesse, das er bis zu seinen letzten Lebenstagen an ihrem Wohl und Wehe genommen hat. Mit besonderer Teilnahme beklagte er die heutigen Schwierigkeiten, die sich dem rechtzeitigen Einrücken der Jungen in fruchtbare Berufsstellungen entgegensetzen. Er hat nie darauf verzichtet, die vermeidbaren und die unvermeidlichen Ursachen jedes öffentlichen Übels kennenzulernen. Zu diesem Zweck machte er gerne Besuche, lieber als Besuche zu empfangen, sogar zu einer Zeit, wo ihm das Gehen schon recht beschwerlich wurde; denn er hatte einen ganz rührenden Respekt vor dem Zeitverlust beruflich stark beanspruchter Leute. Beim Besuch zog er dann jeweiligen Zettelchen aus der Westentasche, auf denen er sich eine Reihe von Fragen vorgemerkt hatte. Manchmal waren es rein sachliche Auskunftsbegehren, manchmal aber auch ebenso interessante wie unbequeme Problemstellungen, an denen sich zeigte, wie merkwürdig sich bei ihm praktische Vernunft mit introvertiertem Denken verband.

Es würde in dieser Würdigung Paul Speisers, so kurz und wenig erschöpfend sie auch sein will, etwas fehlen, wenn zum Schluß nicht auch sein familiäres Patriarchentum erwähnt würde. Er war in erster wie in zweiter Ehe mit Töchtern des ehrwürdigen Ratsherrn Carl Sarasin glücklich verheiratet und hatte im ganzen dreizehn Kinder, von denen zwei in zartem Alter starben. An seinem Grabe standen neben den Söhnen auch Enkel und Urenkel. Dieser großen Familie ist er ein treu besorgter, freilich auch strenger Herr und Vater gewesen, ein pater familias vom gleichen starken Format, das er als Basler pater patriae hatte.

Wer aus seinem Buche vielleicht etwas zu sehr den Eindruck bekommt, er sei ein resignierter Kritiker der Staatsmacht gewesen, darf überzeugt sein, daß er im Leben deren unverzagter Manipulator war. Er hat die Demokratie ausgehalten, und für sie ist es eine Ehre, daß sie ihn ausgehalten hat. Leute, die heute ihren Haß gegen die Demokratie für Heldentum halten, während er im Grunde eine schlappe Kapitulation ist, könnten sich an Paul Speisers Beispiel wieder etwas aufrichten. Basel hat den Bürgermeistertitel längst abgeschafft. Aber



Speiser war jahrzehntelang ohne den Titel sein wahrer und vom Volke anerkannter Bürgermeister. Er durfte in seinen Personalien bezeugen: «Nach einigem Widerstreben hat mir das Volk meines lieben Kantons Baselstadt mehrere Jahrzehnte dauernd sein Vertrauen bewahrt und ich bin ihm dafür immer dankbar gewesen.»

Unbeantwortet möge die sich immer wieder aufdrängende Frage bleiben: warum hat sich dieses wohlverdiente Vertrauen nicht auch auf dem weitem Gebiete des Bundes durchgesetzt? Man wäre sonst versucht, zu antworten: das ist Basler Schicksal. Dem jungen Bundesstaat von 1848 stellten sich Basler Organisatoren willig zur Verfügung. Benedikt Laroche-Stehelin richtete die Post ein, Achilles Bischoff das Zollwesen. Bürgermeister Stehlin und Hans Wieland halfen die Armee auf die Beine stellen. Carl Geigy, August Stähelin und Wilhelm Schmidlin bearbeiteten die Eisenbahngesetzgebung und sorgten, nachdem sich die Staatsbauwünsche, die sie zum Teil sehr eifrig unterstützten, zerschlagen hatten, wenigstens dafür, daß die technische Einheitlichkeit im schweizerischen Eisenbahnwesen unter Bundeskontrolle gestellt wurde. Unter diesen Bahnbrechern war auch Jakob Speiser. Er hat das neue Münzwesen geschaffen und dabei glücklich den grotesken Plan des Zürchers Leonhard Pestalozzi verhindert, der für die Ostschweiz die süddeutsche Gulden-, für die Westschweiz die französische Frankenwährung einführen wollte. Aber keinen dieser Männer hat der Bund dauernd für seinen Dienst gewonnen. Es war wie ein Verhängnis, das sich dann an Jakob Speisers Sohn Paul wiederholt hat.

## **Über den Nihilismus der Nachkriegszeit**

von Hans Barth

**D**ie deutsche Geschichte bringt immer wieder eine eigenartige, ihrem Wesen nach unverkennbar deutsche Erscheinung hervor: den Philosophen, der über den Staat und die Staatsformen, über die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft — kurz über die gesamte, ursprünglich politische Problematik denkt, nachdenkt und — nie handelt. Und doch besteht ja gerade nach deutscher Erkenntnis ein tiefer Zusammenhang zwischen Denken und Tun, Denken